

Leseprobe aus:

Ralf Günther

Ach du fröhliche



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.



«O DU FRÖHLICHE», jubilierte es aus dem Lautsprecher über der Baumarktaufsicht. «O du selige-he ...»

Die Pistolenmündung, in die Romy Menzel starrte, sah nicht nach «O du fröhliche» aus. Eher nach «Bye Bye Love».

«Heilige Scheiße!», entfuhr es Romy. Der Typ, der vor ihr stand, trug ein Weihnachtsmannkostüm. Und ließ sich von ihrem Fluch nicht beirren.

«Her mit der Kohle!» Dunkle Augen blitzten über dem Zuckerwattebart. Dazwischen ragte eine Nase, an der man Handtücher hätte aufhängen können. Dritter Gang links, hinter dem Kleinmetall, dachte Romy, Badzubehör.

«Mach schon!», zischte der Weihnachtsmann.

«Menno!», sagte Romy und schob ihren Kaugummi in die andere Backe, «weißt du eigentlich, was heute für 'n Tag ist?»

«Klar. Heiligenbimbam», erwiderte der Weihnachtsmann. «Oder wie ihr das nennt. Die Kassen sind jedenfalls vollgestopft wie Superdöner.»

Irgendetwas an seiner Art zu reden kam Romy vertraut vor.

«Gnadenbringende Weihnachtszeit», schepperte es weiter aus dem Lautsprecher. Früher hatte Romy immer «knabenbringende» verstanden. Und es für schwer in Ordnung gehalten, dass wenigstens an Weihnachten kein

Mangel an Jungs herrschen sollte ... Dieser Heiligabend hatte ihr allerdings keinen Knaben, sondern einen ziemlich schrägen Vogel beschert. Wenn sie das ihrer Freundin erzählen würde! Oder noch besser: den Fernsehteams, die hier sicher bald auftauchen und ihre Geschichte ganz groß herausbringen würden.

Romy fasste Mut. Als künftiger Fernsehstar durfte sie sich jetzt keine Blöße geben. «Hast du sie noch alle?», hielt sie dem rot-weißen Räuber entgegen. «Normalerweise bringst du Geschenke! Die Leute bekommen etwas von *dir*.»

Zitternd senkte der Weihnachtsmann den Lauf der Pistole auf ihre Brust. Romy starrte auf den Schießprügel. So war das natürlich nicht gemeint, dachte sie. Wenn der Typ mich jetzt abknallt, kann ich schließlich keine Interviews mehr geben. Außerdem mal ganz ehrlich: Als Leiche sieht man im Fernsehen doch superscheiße aus. Meistens liegt ein Tuch über einem oder ein aufgetrennter Müllsack. Oder eine Abdeckplane für Sandkästen, die sie hinten aus den Regalen holen, weil der Notarzt seine mal wieder vergessen hatte. Etwas, das verbergen soll, wie tot man ist. Plötzlich kam ihr der Kaugummi sehr klebrig vor. Immerhin lag die komplette Tageskasse hinter ihr auf dem Tisch – abholbereit für den Sicherheitsdienst. Die gesamten Einnahmen des 24. Dezember in mausgrauen Kasseneinsätzen. Kaum zu glauben, wie viele Menschen das Fest der Liebe in einem Baumarkt anbrachen! Und sie kauften! Wie die Bekloppten! Christbaumständer, Kettensägen, Lenkradschoner, Massagebezüge für Beifahrersitze. Sogar Klobürsten. Bei dem Gedanken, wie jemand eine in Geschenkpapier mit Sternchen und Monden einge-

wickelte Klobürste auspackt, musste Romy unwillkürlich grinsen. Was den Weihnachtsmann endgültig aus der Fassung brachte.

«Wenn du hier anwachsen willst, sag Bescheid, dann hol ich Dünger aus der Gartenabteilung!»

Romy blinzelte in die Überwachungskamera, die schräg gegenüber unter der Decke hing. Der direkte Draht zum Polizeipräsidium. Sie trat einen Schritt zur Seite. Nun musste sie voll im Bild sein. Sie lächelte in die Linse und hob – ganz langsam – beide Hände.



Am anderen Ende der Datenverbindung saß Polizeimeister Bernd Schaaf. Gebannt starrte er auf den Überwachungsbildschirm, als hätte Angelina Jolie dort gerade bekanntgegeben, ihr nächster Film werde ein Hardcore-Porno. Und für die Presse schon mal ein paar Stellen vorgeführt.

Schaafs Kinnlade fiel herunter – genau so wie der Streifen Lametta, den er gerade mit seinem Lieblingsmagneten – einem drallen Schweinchen im Spitzenrock – an den Monitor klemmen wollte. Und das, obwohl auf der Mattscheibe gar nicht Angelina Jolie zu sehen war, sondern eine gewöhnliche Kassierererin.

In ihrer orangefarbenen Baumarktkluft sah sie aus wie ein Bonbon in einer exotischen Geschmacksrichtung: Mangrove-Plutonium – etwas in der Art. Außerdem streckte sie beide Hände kerzengerade in die Luft und fixierte etwas oder jemanden außerhalb des Aufnahmewinkels der Kamera: ihr Gegenüber.

«Bernd, komm rüber! *Drei Nüsse für Aschenbrödel* fängt gleich an», rief einer der Kollegen aus dem Aufenthaltsraum. Der Dienst an Heiligabend war in etwa so beliebt wie die Stadioneinsätze beim Lokalderby. Aber hier war es wenigstens warm, es gab einen neuen Flachbildschirm im Garagentor-Format und: *Drei Nüsse für Aschenbrödel!*

«Was treibt die da?», murmelte Bernd, obwohl er die Antwort längst kannte. Doch getraute er sich nicht, Alarm zu schlagen.

«Vielleicht rasiert sie sich die Achselhöhlen?»

Bernd zuckte zusammen. Er hatte nicht bemerkt, dass Steffen, sein Vorgesetzter, hinter ihn getreten war.

«Durch die Bluse?», fragte Bernd unsicher.

«Nein, du Vollidiot», knurrte Steffen und gab ihm einen Klaps auf den Hinterkopf. Und im gleichen Moment hörte Bernd ihn auch schon zu den Kollegen rüberbrüllen: «Raus aus der Muffbude, aber dalli! Stress im Bau- markt!»

Der Chef ertete nur schallendes Gelächter. Ein Überfall? An Heiligabend? Traum weiter! Außerdem hatten es sich die Kollegen doch gerade erst mit ihrem Eierpunsch gemütlich gemacht.

«Kommt doch her und schaut euch das selbst an!», rief Bernd vom Monitor aus. Während er noch das Lametta zur Seite schob, drängelte sich auch schon die komplette Heiligabendbereitschaft hinter ihm zusammen. Alle sahen zu, wie die Arme der orangefarbenen Bonbonniere in einem Tempo nach unten sausten, bei dem man sich über Kondensstreifen an ihren Fingerspitzen nicht gewundert hätte. Und dann entdeckten sie – ganz unten im Bild – etwas, das auch den letzten Zweifel so sicher auslöschte wie

die Niagarafälle eine Streichholzflamme: Eine Hand, die eine Pistole hielt. Großes Kaliber. Schlagartig war es still. Der Schütze stand im toten Winkel, nur der Lauf seiner Waffe ragte ins Bild. Man konnte es beschönigen oder verharmlosen, doch Steffens gellende Stimme brachte es auf den Punkt: «Überfall!»



Der Knall überraschte Romy. Dann ein irres Pfeifen dort, wo die Kugel die Luft zerriss. Mit einem trockenen «Plock» durchschlug sie das Blechdach der Aufsichtsbude. Allerdings erst, nachdem sie «O du fröhliche» den Garaus gemacht hatte. Glatter Durchschuss. Der Lautsprecher wankte, ächzte und kippte getroffen von der Wand. Kein Ton mehr. Romy würgte, ging in die Knie, fasste sich an den Hals. Der blöde Kaugummi! Sie hustete, schluckte, hustete, doch er steckte in der Kehle fest!

«Echt jetzt mal!», sagte der Weihnachtsmann, offenbar über sich selbst erstaunt. Dann besann er sich auf seine unweihnachtliche Rolle. «Hast du endlich kapiert, dass ich's ernst meine?»

Romy hustete sich die Seele aus dem Leib.

«Hey», sagte der Weihnachtsmann, «hör auf damit!»

Romy winkte ab. Sie schnappte nach Luft. Röchelte. Der Weihnachtsmann wurde nervös. «Hör auf zu husten! Mich legst du damit nicht rein!»

Endlich war der Kaugummi runter. Gerade in dem Moment, als der Typ wieder seine Waffe auf sie richten wollte. Entnervt blickte Romy ihn an. «Nur nicht nervös werden!», krächzte sie mit rauer Kehle.

«Du lässt jetzt verdammt noch mal die Scheißarme unten!», zischte der Weihnachtsräuber.

Romy nickte. Ihr Hals tat weh. Aber der Weihnachtsmann kannte kein Mitleid und zog ruppig seinen Stiefel durch. «Du schmeißt jetzt die Kasseneinsätze vor dich auf den Boden, kapiert?»

Und in diesem Augenblick wurde Romy klar: Der kannte sich aus! Dieser abgefahrene Weihnachtsmann wusste ganz genau, was er tat: Auf dem Boden konnte ihn die Kamera nicht erfassen!

«Jetzt mach schon, mein Parkschein läuft ab!»

Mit der Pistole deutete er auf die Stelle, wo die Geldkassetten landen sollten. Eine nach der anderen nahm Romy sie vom Tisch und warf sie vor sich auf den Boden. Die Münzen schepperten in ihren stabilen, grauen Gehäusen. Wie wollte er die Dinger überhaupt aufkriegen? Ach was, war das ihr Problem? Hatte sie nicht genügend eigene? Zum Beispiel, diesen Überfall zu überleben?

«Geht doch!», sagte der Weihnachtsmann und ging vor ihr auf die Knie. Dabei warf er einen prüfenden Blick in Richtung Kamera. Und wie der sich auskannte! Ein junger Typ, sicher nicht unattraktiv unter dem Kostüm, schlank, muskulös. Seine Bewegungen geschmeidig. Und diese dunklen, funkelnden Augen! Romy seufzte. Dann ging auch sie in die Hocke. Der orangefarbene Kittel spannte um ihre Hüften. Vorsichtig suchte sie Blickkontakt. «Hey, das bringt doch nichts», mahnte sie. «Geh nach Hause! Ich werd dich nicht verraten.»

«Los, hoch! Hinstellen!», brüllte der Typ hysterisch und pikte Romy mit dem ausgestreckten Zeigefinger vor die Brust.

Romy sprang auf und riss reflexartig die Arme wieder nach oben.

«Runter die Arme, sag ich dir, hadi yalla!», schrie er nervös.

Hadi yalla? – Romy wurde heiß, ihr Gesicht lief rot an. Scheiße, der Typ, der sie gerade überfiel – das war Ferat! Der Weihnachtsmann war Ferat! Die Geschäftsleitung hatte ihn vor anderthalb Monaten gefeuert, weil er einen Testeinkäufer beleidigt hatte. Und jetzt war er wieder da. Eigentlich hatte sie ihn immer gemocht, den hübschen Ferat mit den Funkelaugen. Ja, diese Augen, kein Zweifel!

In diesem Moment richtete sich der Weihnachtsmann auf. Schweiß perlte auf seiner Stirn. Mit der Sorgfalt eines Eichhörnchens, das kurz vor Wintereinbruch die letzten Nüsse zusammenklaubt, hatte er alle Geldkassetten in den Sack gesammelt. Romys Fingernägel wanderten die Tischkante entlang, Richtung Alarmknopf. Vor ein paar Tagen erst hatte sie sich in *Ninas Nagel Nestchen* für viel Geld Glitzersterne daraufkleben lassen. Romy liebte ihre langen Fingernägel – sie machten einfach so viel mehr her als kurze. Allerdings auch deutlich mehr Lärm.

«Tu's nicht», zischte Ferat mit den Funkelaugen. «Ich verschwinde und lass dich in Ruhe!» Als sie nicht reagierte und ihre Finger wie eine steppende Spinne weiterklackerten, schrie er: «Ich kann dich doch nicht abknallen, Romy!»

Entsetzt sah sie Ferat in die Augen. Wenn in diesem Moment ein Komet in der Nachbarschaft eingeschlagen wäre – sie hätten es nicht bemerkt. Es war, als umfinge sie ein Zauberbann. Romys Zeigefinger verharrte zitternd über dem Alarmknopf.

Dann ließ sie die Fingerspitze entschlossen niedersausen. Der Nagel brach mit einem satten «Knack».

«Nein!», schrie Romy und sackte in sich zusammen.

Gleichzeitig begann die Alarmglocke zu schrillen: über das verwaiste Außengelände, durch die leeren Hallen und Flure des Baumarkts, über Grillkohle, Mehrfachstecker und Raumbedufter hinweg – hinaus in den winterdunklen Nachmittag.

«Scheiße!», fluchte Ferat und schwang den schweren Sack scheppernd auf den Rücken. Er wandte sich um, stürmte zum Ausgang und trat die Tür auf. Schnee wirbelte herein. Romy, die gerade im Begriff war, das Bewusstsein zu verlieren, warf er einen letzten, flehenden Blick zu: «Verrat mich nicht, bitte, ey!»



Polizeihauptmeister Steffen Laurus sprang in den Streifenwagen und verhedderte sich in einer Girlande aus künstlichem Tannengrün. «Sag bloß, du hast sogar den Wagen geschmückt?», bellte er, während er das Kunststoffgefalter grob zur Seite riss.

«Ich mag's halt gern gemütlich», stammelte Bernd Schaaf und stieg mit hochrotem Kopf auf der Beifahrerseite ein.

«Im Einsatzwagen?», keifte Steffen.

Bernd zog die Tür zu und machte sich in seiner Ecke klein. «Außen hält's doch nicht.»

«Aus dir wird nie ein echter Polizist!» Steffen machte wieder einen auf John Wayne. Er schnippte die Zigarette weg und sagte: «Aus dir wird nie ein richtiger Cowboy!»

Bernd presste die Lippen zusammen, sah seinen Chef an, dann brach es aus ihm heraus: «Ich will kein Cowboy werden. Ich will zur Kripo, ins Betrugsdezernat – dazu braucht man Köpfchen.»

Steffen schnaubte verächtlich. «Wenn du was mit Köpfchen machen willst, dann werd Friseur!»

Ich werde es dir schon noch beweisen, dachte Bernd. Dann muss ich mir keine dummen Sprüche mehr anhören, Mister Möchtegern-Sheriff! Jetzt allerdings war Bernd auf Verbrecherjagd. Und dieser Gedanke ließ den Groll auf seinen Chef schnell wieder verpuffen. Überhaupt: Sein ausgeprägter Sinn für Gerechtigkeit, die Überzeugung, in diesem Moment genau das Richtige zu tun – das war es doch, weshalb er Polizist geworden war. Also: Worauf warteten sie noch?

Hinter ihnen hupte es. Ulf und Ingo – im zweiten Streifenwagen – winkten ungeduldig. Steffen zeigte ihnen den Mittelfinger. Dann schaltete er das Blaulicht an und presste das Gaspedal gegen das Bodenblech.



Jobst Bethmann drückte auf den Knopf der Fernbedienung. Mit leisem Summen begann die CD zu rotieren. «Es ist ein Ros' entsprungen ...», klang es aus den Boxen der Stereoanlage. Ah, jetzt kann Weihnachten beginnen, dachte er. Ein Blick auf die Uhr: Alles pünktlich erledigt – Zeit, seine Frau zu rufen.

«Keeeerstin! Er steht!»

Verschwitz, mit zum Pferdeschwanz gebundenem Haar kam Kerstin aus der Küche. Auch in diesem Jahr war

sie wieder für einige wenige Stunden in die Rolle der perfekten Hausfrau geschlüpft. Jobst zuliebe. Weil Weihnachten eben Weihnachten war – und nicht das wahre Leben. Die übrigen 362 Tage des Jahres stand Kerstin ihren Mann als Chefin der PR-Abteilung eines angesagten Herstellers von Herrenunterwäsche. Jobst dagegen arbeitete als ‹fester freier› Spielentwickler für einen der größten europäischen Hersteller von Brettspielen. Vor fünfzehn Jahren hatte er mit *Mutabo* einen echten Hit gelandet. Spiel des Jahres, sechsstellige Auflage, alles, was dazugehört. Es war Jobsts Durchbruch im Spielebusiness und die Entscheidung, einen Beruf, den niemand wirklich ernst nahm, zur Grundlage seiner Existenz zu machen.

Sofern er nicht gerade Spiele entwickelte oder testete, managte er den Haushalt inklusive Sohn. Inzwischen eine gute Kombination. Es hatte auch schwierige Jahre gegeben. Jahre, in denen Max ohne Unterlass durch die Wohnung gekrabbelt war und alles, was entfernt an ein Spiel erinnerte, in seine Grundbausteine zerlegte, um sie in den Mund zu stecken.

Das war die kritischste Phase in der väterlichen Kindererziehung gewesen, denn Jobst war ein Kniffler und spezialisiert auf hochausgefeilte 3-D-Brettspiele. Eine Gattung, die sich in letzter Zeit mit Zähnen und Klauen gegen die stylischen Computervarianten verteidigen musste. Jobst aber war, was Spiele anbelangte, vom alten Eisen. Bei ihm war die erste Version eines Spieles immer noch handgemacht – aus Pressspan und Knetfiguren. Oben im Dachstudio wartete seine neueste Schöpfung, *Reise nach Jerusalem*, auf ihre Vollendung: drei horizontale Ebenen, pyramidenartig übereinanderggebaut, die sich mit je-

dem Spielzeug veränderten. Ein erster Probelauf mit Max hatte weniger mit einer Reise nach Jerusalem zu tun gehabt, sondern mehr mit der Irrfahrt des Odysseus. Das war Jobst klitzekleine Charakterschwäche: Er liebte das Einfache, war aber selbst reichlich kompliziert.

«Na», fragte Jobst in banger Erwartung der Meinung seiner Frau, «wie sieht er aus?»

Es war ein rüdiges Baum, daran gab es nichts zu deuten. Aber Kerstin achtete bei der Auswahl nicht auf Ästhetik. Im Gegenteil. Von allen angebotenen Weihnachtsbäumen wählte sie zielsicher denjenigen mit dem höchsten Mitleidsfaktor. (Ganz anders als bei der Auswahl ihrer Wäschemodels ...) Sie wollte keinen schönen Baum, sie wollte etwas Gutes tun. Eine verlorene Baumseele retten. Man musste kein Sadist sein, um sich ausmalen zu können, wie es den übriggebliebenen Weihnachtsbäumen erging. Vermutlich gab es finstere Orte unter Autobahnbrücken, wo Wagenladungen von ausgemusterten Nordmantannen verklappt wurden. Oder an die CIA ausgeliefert. Brutal entzweigt und geschält. Vielleicht wurden sie auch nur zu Einstreu für Kaninchenkäfige zerschreddert oder in Beton eingegossen und im Hafenbecken versenkt. Was es auch war – dieses eine Exemplar hatte Kerstin dafür bewahrt. Und dafür liebte Jobst seine Frau.

«Das hast du toll hingekriegt», sagte Kerstin und fuhr Jobst mit der Hand durchs Haar. «Steht wie eine Eins, würde ich sagen.» Obendrauf gab es noch einen Kuss auf die Wange. Vor lauter Stolz wuchs Jobst um einige Zentimeter – schließlich hatte er das Problem auf Männerart gelöst: Mit Hilfe von zwei Spanngurten, einigen Gepäckspinnen und in die Decke gedübelten Haken hatte er das

krummwüchsige Bäumchen halbwegs in eine senkrechte Haltung gestreckt. Unten steckte der Wurzelballen in einem schweren Keramiktopf. Der hielt es – unterstützt vom Newton'schen Gravitationsgesetz – am Boden und verhinderte, dass die Spanngurte es durch die Zimmerdecke katapultierten.

Zufrieden sortierte Jobst das Werkzeug zurück in den Kasten. Dann wuchtete er ihn hinter den Baum – für den unwahrscheinlichen Fall, dass im Laufe des Abends noch einmal schweres Gerät gebraucht wurde. Zur Tarnung legte er ein paar abgesägte Zweige darüber.

«Apropos schmücken», mischte Sohn Max sich ein, der im unteren Tannendickicht herumwuselte und dabei die ersten Bienenwachskerzen (Öko-Test: sehr gut) wieder aus den Halterungen warf. «Warum eigentlich immer nur Kerzen und Kugeln? Gibt es keine spannenderen Sachen zum Dranhängen? Wie wär's mit ... Chinaböllern?»

«Sehr witzig!», kommentierte Kerstin kopfschüttelnd. «Bei euch Männern muss es immer gleich krachen.»

Jobst hob eine Augenbraue und sah seine Frau herausfordernd an: «Wieso eigentlich nicht? Ein paar Chinaböller am Baum, und das Fest wird ein echter Knaller.»

«Jobst!», ermahnte ihn Kerstin. «Du weißt ganz genau, dass man im Zimmer kein Feuer machen darf!» Damit meinte sie natürlich Max. Wobei – ab und an war Jobst sich gar nicht so sicher, ob Kerstin nicht auch ihn für ein etwas groß geratenes Kind hielt. Zumindest behandelte sie ihn manchmal so. Mochte sein, dass es an seinem Beruf lag. Umso mehr bemühte sich Jobst, die Erfindung von Spielen sehr ernst zu nehmen. Schließlich lebte ein ganzer Wirtschaftszweig von Ideen wie den seinen.

Max war – und das schrieb Jobst auch ein bisschen sich selbst zugute – schwer auf Zack für sein Alter. «Schade», meinte sein Sohn gerade, «aber was machen wir denn dann mit den Kerzen?»

«Die zünden wir natürlich an», beruhigte ihn Jobst, «aber erst einmal hole ich einen Eimer Wasser. Für den Notfall. Und vielleicht ein paar ...»

«Jobst!»

«... Wunderkerzen.»

«Au ja», schrie Max und rannte aus dem Zimmer, «und ich hol die Böller!»

«Jobst, wenn hier auch nur ein einziger ...»

«Wie weit ist eigentlich die Gans?», fiel er seiner Frau ins Wort.

«Braungebrannt und knusprig», konterte sie schnip-pisch. «Zum Anbeißen. Fast wie unsere Springtime-Models.»

Jobst versuchte, gleichgültig die Mundwinkel nach oben zu ziehen, aber sein *Damit-kannst-du-mich-doch-längst-nicht-mehr-ärgern-Lächeln* missglückte. So machte sie es immer, wenn sie ihm eins auswischen wollte. Eine kleine Anspielung auf diese überaus angenehme Seite ihres Jobs genügte. Denn Jobst wusste genau, dass sie sich auf das alljährliche Casting für die Frühjahrskollektion freute wie ein pubertierender Teenager auf die neue *Bravo*. Und wirklich kalt hatte ihn diese Tatsache noch nie gelassen.

Er verdrehte die Augen. Jetzt ein falsches Wort, dachte er, und schon haben wir das schönste Heiligabend-Ehescharmützel. Also hielt er den Mund. Damit war Kerstins Triumph eigentlich schon perfekt, doch der kleine Teufel in ihr verführte sie, noch einen winzigen Schritt weiter-

zugehen. Sie stemmte die Hände in die Hüften und schob aufreizend den Unterleib vor. «*Meine* Gans ist jedenfalls pünktlich. Aber was ist eigentlich mit *deinem* Weihnachtsmann?»



Kurt hatte keine Wahl gehabt, wollte er seinen Anspruch auf Hartz IV nicht verlieren. Als ihn der zuständige Sachbearbeiter fragte, ob er Erfahrung auf dem Gebiet der szenischen Darstellung habe, hatte Kurt sofort den Kopf geschüttelt. Neinsagen war immer das Sicherste. Alles andere konnte in Arbeit ausarten. Nur – diesmal hatte es nicht funktioniert.

«Nicht schlimm», fuhr der Sachbearbeiter fort, gnadenlos optimistisch, wie immer, wenn er gerade frisch von einer Fortbildung zurück war. «Das ist nicht schwer! Sie erinnern sich doch an Ihre Kindheit? Sicherlich haben Sie in Ihrer Familie auch Weihnachten gefeiert?»

Kurt schüttelte den Kopf.

«Nicht?» Irritiert blätterte der Sachbearbeiter in den Akten. «Ah, ich sehe, ihr Vater saß bis zu Ihrem sechzehnten Lebensjahr im Gefängnis ...»

Kurt nickte stumm.

«... aber sicherlich gab es doch weihnachtliche Momente. Augenblicke der Fröhlichkeit, des Glücks ...» Der Optimismus des Beraters begann bereits zu versiegen.

«Heiligabend durften wir ihn besuchen», murmelte Kurt endlich. Seine Tränensäcke hingen ihm dabei fast bis auf die Wangen.

«Na, sehen Sie», sagte der Sachbearbeiter tapfer. «Da

haben Sie doch sicher auch den Geist der Weihnacht verspürt ...»

«Sie meinen, während uns der Alte ankeifte, wir sollen verschwinden?»

Der Sachbearbeiter verstummte und schlang seinen Schal etwas enger um den Hals. Kurt schnäuzte zufrieden in sein zerfleddertes Stofftaschentuch. Er genoss es, diesen Typen, deren Leben sich scheinbar unter den schattigen Palmen der Punica-Oase abspielte, eine kalte Dusche Realismus zu verpassen.

«Wollen Sie behaupten», fragte der Berater mit feuchten Augen und brüchiger Stimme, «dass Sie während Ihrer gesamten Kindheit kein einziges Weihnachtsgeschenk bekommen haben?»

Kurt verdrehte die Augen gen Himmel.

«Wissen Sie was», brach der Berater nach einer Weile das betretene Schweigen und klappte geräuschvoll die Akte zu. «Das macht überhaupt nichts. Für Leute wie Sie bieten wir schließlich unsere Kurse an.»

Eine Woche später saß Kurt bereits in einer Weihnachtsmannschulung – zwischen einer Handvoll älterer Herren, die allesamt als schwer vermittelbar galten und deren Akten beim Jobcenter das interne Kürzel *M. I.* (für *Mission Impossible*) trugen. Vor ihnen stand ein sogenannter Weihnachtsmanntrainer, der gerade erklärte, wie die lehrbuchmäßige Bescherung abzulaufen hatte. Alle Weihnachtsmannanwärter steckten in Weihnachtsmannmänteln, Weihnachtsmannstiefeln, Weihnachtsmannbärten. Sie schwitzten erbärmlich, aber die praktischen Übungen sollten unter möglichst authentischen Bedingungen stattfinden. Auf der Brust trugen alle ein Stück Kreppband

mit ihrem Namen. Klaus, der immer aneckt, und den Kurt aus Zeiten kannte, als das «Jobcenter» noch «Arbeitsamt» hieß, bekam prompt ein Problem mit dem Seminarleiter.

«Hey, Sie Scherzkeks, Sie sollen Ihren echten Namen draufschreiben», blaffte der ihn an.

«Aber das ist mein richtiger Name. Ich heiße Klaus Santer. Oder Santer, Klaus. Wie Sie wollen. So steht's auch im Personalbogen.»

«Santer Klaus?» Das Gesicht des Seminarleiters war rot angelaufen. «Mit einem solchen Namen können Sie Komiker werden!»

«Sind Sie sicher, dass in dem Bereich was frei ist? Ich möchte nicht, dass Sie Ihren Job verlieren», entgegnete Klaus Santer, und alle angehenden Weihnachtsmänner kicherten in ihre Bärte.

Der Trainer übergang die Bemerkung und wandte sich wieder seinem Flipchart zu. Mit quietschendem Edding notierte er die drei wichtigsten *Character Items*, die ein Weihnachtsmann – seiner Meinung nach – mitbringen musste.

«Seriosität», sagte er, «Humor und Umsicht.»

«Und eine tiefe Stimme», ergänzte Klaus Santer.

«Einen großen Sack», rief Kurt hinein.

«Rentierschlitten!»

«Geschenke!», rief irgendwer.

«Ich rede von den *C. I.s*, den *Character Items*. Zu den *P. U.s*, den *Personal Utilities*, kommen wir später», erklärte der Seminarleiter zunehmend genervt.

«Wenn du mich fragst, ist das alles *S. Z.*», flüsterte Klaus und beugte sich zu Kurt hinüber, «*Sinnloses Zeugs.*»

Beide brachen in meckerndes Gelächter aus.